**DIE WEST-ÖSTLICHE DIVA**

Kolumne 5\_2011

13. MÄRZ 2011, NR. 10

*ABC des Lebens*

Ich weiß schon, dass es ABC- Pflaster gibt. Dieses Wissen hilft mir, das deutsche Alphabet im Kopf zu behalten. Es ist ganz wichtig im Leben, das Alphabet richtig zu kennen. Beim Russischen stolperte ich immer irgendwo zwischen den Buchstaben „T“ und „Ф“. Deswegen musste ich das Land verlassen. Aber das war noch in dunklen, prädigitalen Zeiten.

Nun speichern wir alles alphabetisch: von A bis Z. Im Handy und sonst wo. Bei mir mischen sich unter die deutschen Namen noch die russischen – wie Unkraut unter die schönen und nützlichen Pflanzen. Seit ich lesen kann, agiere ich nicht nach irgendwelchen vagen seelischen Prinzipien, sondern ordentlich, der Reihe nach. Von A bis Z. Jedes Jahr versuche ich, meiner kompletten Bekanntschaften-Liste zu Weihnachten und zum neuen Jahr zu gratulieren.

Ende Januar erreichte ich den Buchstaben „E“ (wie „Ezra“), weil ich jedem – Freunden, Verwandten und Kollegen (habe ich eigentlich Kollegen?) – ein paar persönliche Worte sagen wollte. Es dauerte und dauerte, denn ich kenne viele Leute und noch mehr Worte. Als ich Petra zum neuen Jahr gratulierte, war es plötzlich schon Frauentag. Nun im März bin ich genötigt, öffentlich allen Mitmenschen von „S“ bis „Z“ den guten Rutsch für den Rest des Jahres zu wünschen.

Es wurde mir oft vorgeworfen, dass ich auch bei meinen Festen stark an den ABC-Freunden klebe und dadurch ganz Deutschland zu alphabetisieren versuche. Keine Sorge! Mit der Absicht, nun endlich das vollständige Alphabet einzuladen, habe ich meinen Wintergeburtstag in den März verlegt.

Mein Freund Artemon von Moabit war wieder da, wie jedes Jahr. Es gibt dafür keinen Grund, außer dass „Artemon“ mit „A“ anfängt. Manche meinten jedoch süffisant, dass er auch sehr hübsch sei, aber für die Nebenwirkungen des deutschen Alphabets bin ich nicht zuständig. Schließlich waren auch Boris, Christine (die immer kommt, weil ich ihren Namen statt unter „K“ unter „C“ gespeichert habe), Dora, Fedja, Heinrich und Ingrid da. Vom ganzen zweiten Teil des Alphabets hatte ich wieder niemanden eingeladen. Glücklicherweise kamen einige aus dem vorderen Teil mit andersbuchstabigen Partnern vom hinteren. Kinder – sie sind immer noch unsere Hoffnung – strömten zahlreich und namenlos durch die Wohnung und vertuschten damit die Offensichtlichkeit meines Scheiterns. Persönlichen Dank auch an Zazie, die gekommen ist. Sie ist meine Nachbarin und Tierschützerin. Und die Nachbarn sucht man sich nicht aus. Leute! Seid fruchtbar und mehret euch, dann kriegt ihr auch die Chance, bei mir eingeladen zu werden!

Kolumne 7\_2011

10. APRIL 2011, NR. 14

*Springtime in Germany*

Er guckt mich kurz und schmerzlos an. Er ist fünfzig Meter weit entfernt, und alles ist noch möglich. Auch ich gucke ihn kurz an. In dieser Zeit macht er fünf Schritte auf mich zu. Auch ich mache fünf Schritte. Wir nähern uns einander an, in rein geometrischem Sinn, als brave Passanten. Dann guckt er mich noch kürzer und noch schmerzloser an als zuerst. Ich schaue ihn dafür etwas länger an, er senkt sofort die Augen und macht weitere fünf Schritte. Und dann noch einmal fünf. Wenn man schon geht, ist Kontinuität das Wichtigste. Und Nachhaltigkeit, natürlich. Ich gucke ihn ganz schnell an, um sicher zu sein, dass meine oft erprobte Theorie stimmt. Und sie stimmt: Er versucht mit allen Kräften, meinem Blick nicht mehr zu begegnen. Das war’s für heute!

Ich senke schnell die Augen. Er bewegt sich weiter in meine Richtung und denkt dabei, dass ich nur an das Eine denke, und aus Rücksicht darauf guckt er mich demonstrativ nicht mehr an. Ich denke wirklich nur an das Eine, und vielleicht ist dies das Letzte, was mich am Leben erhält. Aber weil er sowieso denkt, dass Frauen – und ganz besonders diese eine – nur an das Eine denken, bleibt mir nichts anderes, als an das Eine zu denken, auch wenn es gerade nicht so ist. Er hebt seine blassen Augen und guckt in die Ferne. Oh, Hellas! Er weiß, dass auch du gerade deine Augen hebst und ihn anschaust – aber er weiß nicht, warum! Darin liegt dein Vorteil, und endlich starrst du ihn an, auf Leben und Tod. So lange wie du möchtest, musterst du seine hässliche Beamtenbrille, seine Glatze oder auch seine Locken – tja, egal, er kann zur Not auch hübsch sein, who cares!? Sowieso lässt seine Selbstverliebtheit keinen Platz für dein rein menschliches Interesse. Ja! Er denkt: Wieder guckt mich so eine an. Du denkst: Wieder so ein unkommunikativer Idiot. Dieser altbewährte Blickpuls – er und dann ich, und dann er und dann wieder ich. Dann nur ich, ich, ich und nochmals ich. Aber manchmal – oh, Wunder! – passiert es auch, dass er und du, ihr beide, gleichzeitig die Augen hebt und eure Blicke sich treffen – und in diesem schönen Augenblick muss ich euch leider sagen: Leute, einer von euch muss zum Augenarzt. Etwas stimmt in diesem Spiel nicht mehr. Entweder ist der eine kurzsichtig oder die andere viel zu offensichtig . . . Ich weiß sonst nicht, was in der modernen Welt geschehen müsste, dass zwei Menschen einander anschauen, und an welchen Krankheiten es noch liegen könnte. Oder nennt man das hier Frühling?

Kolumne 22\_2011

6. NOVEMBER 2011, NR. 44

*Autotherapie*

Meine Autoleidenschaft entstand aus einer Kreuzung des sowjetischen Slogans „Amerika einholen und überholen!“ und den Roadmovies. Solche Kreuzungen, gewiss, gebären noch mehr Ungeheuer ins praktische Leben als der Schlaf der Vernunft. Und so war es auch: Zwar bin ich ideologisch mobil geworden, dachte aber nie daran, Auto fahren zu lernen, vielleicht auch, weil ich schon immer überall hingefahren wurde, ja, mit einer Stretch-Limousine, die sich so lang ausdehnte, dass sie auf Schienen fahren musste, mehrere Wagen hinter sich hatte und „Metro“ hieß.

Als ich mal von der Strecke Paris–Texas träumte, war ich bereit, Auto fahren zu lernen, landete aber unter dem Himmel über Berlin und musste zuerst einmal Deutsch lernen. Ja, diese schwere Sprache. Vielleicht deswegen hat das Goethe-Institut die erste Unterrichtsstunde methodisch geschickt dem Thema Fallschirmspringen gewidmet. Ich verstand nicht, was an meiner Landung in Berlin so „falsch“ sein sollte, und fing an nachzudenken. Ich dachte nach, ohne Ende und ohne Pause und war nicht mehr zu bremsen. Um aus der falschen Fahrspur herauszukommen, ging ich zum Therapeuten. Er fing an zu graben und erschrak, als er in der Tiefe meiner Seele die schnelle Metro sah. Eine Freundin sagte mir jedoch, dass Fallschirmspringen preiswerter wäre, als mit einem Therapeuten darüber nachzudenken. Noch günstiger wäre eine Autotherapie. Dann habe ich endlich angefangen, Auto fahren zu lernen, und sparte so richtig viel Geld.

Führerschein! Dieses Wort haben wir im Goethe-Institut nicht untersucht. Deswegen habe ich die ersten fünf Jahre in Deutschland über den Führer nachgedacht, habe Filme angeschaut, bin in Ausstellungen gegangen – in der Tat ein unerschöpfliches Thema. Und dann grübelte ich über Schein und Sein, Schein und Wesen, habe Schopenhauer gelesen, bis es nicht einmal mehr den Schein einer Hoffnung gab, dass ich irgendwann mit dem Thema fertig werden würde, weil ich noch meine eigene Autobiographie entdeckte, die eben mit U-Bahn und nicht mit Auto-Erfahrungen anfängt.

Als mein Fahrlehrer fragte: „Warum verwechseln Sie ständig Bremse und Gas?“, erkannte ich meine eigene Struktur wieder. Um eine Antwort auf seine Frage zu finden, wechselte ich den Lehrer, aber der neue sagte mir stets: „Das da draußen ist kein Film!“ Der Lehrer war von mir begeistert, denn der Preis meiner Autotherapie näherte sich schnell dem der Analysestunden, weil ich erstens Bremse und Gas verwechselte und zweitens mich nicht an die Realität der schimmernden Bilder gewöhnen konnte. Daher ist es immer noch so, liebe Mitläufer, dass meine Autoleidenschaft nichts mit Autos zu tun hat, sondern mit meiner eigenen Selbstbegeisterung. Aber habe ich deswegen Vorfahrt?

Kolumne 5 \_2012

26. FEBRUAR 2012, NR. 8

*Stille Post (es gab 3-4 etwa traurige oder eher melancholische Texte)*

Mein Lieber, *als Du abgefahren bist*, bin ich in stiller Melancholie versunken, im Kummer, der keine Worte kennt und keine Bewegungen. Ich wurde von Traurigkeit überschwemmt und sah die Umrisse des Geschehens unscharf wie dieses Licht von damals, das durch die aquamarinen Mattscheiben meiner Kindheit durchsickerte. Mixing memory and desire. Wie ist es da draußen?

*Ohne Dich.* Stillgestanden! Ich ertastete die geronnene Grenze zwischen uns. Ich kannte keine Launen mehr, sondern nur Zustände und lernte die Worte neu. Gram, Schwermut, Herzinsuffizienz, Überdruss, Langeweile, Spleen, Ennui, Resignation, Heimweh, Lichtblick, nostalgia della patria, Obsession for men und, mein Liebling: die Sehnsucht, die in meiner Muttersprache gar nicht existiert. Vielleicht alles deswegen.

*Als Du abgefahren bist,* habe ich mich weiter bewegt, immer weiter, mit dem Strom des *Alltags,* die Augen rechts! Die Augen links! Oft, als ich arbeiten ging, einkaufen oder als ich irgendwohin ging – wohin ging ich? –, musste ich anhalten, um Luft zu holen, sonst wäre ich erstickt. Wie in diesem wiederkehrenden Traum, mein Herz, erinnerst *Du Dich*? Ich schrie, aber kein Geräusch verließ meine Lippen, ich versuchte mich zu wehren, aber meine Glieder gehorchten mir nicht, ich schnappte nach Luft, aber es gab keine. Noch eine panische Bemühung und ich wachte auf – kurz vor dem Ersticken –, und aus dem Traum bin ich in Deine Hände gefallen. Wohin werde ich aus diesem Leben erwachen?

*Dubidu,* mein Lieber, ich weiß nicht mehr, welcher selbstgefällige Philosoph uns damals im Morgenrot unserer Jugend glauben ließ, dass ein Brief immer sein Ziel erreicht, „qu’une lettre arrive toujours à *destination*“. Um dann in Übersetzung verlorenzugehen, scherztest Du. Wir schrieben Briefe unaufhörlich. Sind sie immer noch auf dem Weg?

*Warum Du?* Warum ich?

Das Meer, mein Lieber, das Meer, ich wollte in dieser letzten Sekunde den Ereignissen entgehen, auftauchen, an der Oberfläche erscheinen und einfach atmen, nur atmen, geblendet und blinzelnd vor beißendem Salzwasser und diesem Licht. Wie hell ist dieses Licht! Und ich schnappte nach Luft, blinzelte, wartete auf die Flut. Ich sehe Dich nicht, aber ich weiß, *Du bist da*.

*Du bist dort*, und ich bin hier. An diesen fremden Ufern gestrandet. Ich dachte zuerst, dass Traurigkeit eine Strömung ist, ein zeitlich begrenzter Streifen des Lebens, und ich bin geschwommen, immer weiter geschwommen in diesem endlosen Ozean. Ich dachte, ich werde untertauchen und warten, in stiller Melancholie. Durch das Fernglas werden Sehnsüchte größer, sagtest Du. Meine Augen schmerzten vor Salz. *Als Du weg warst*.

Kolumne 10\_2012

6. MAI 2012, NR. 18

*Fa-la-la-la (hier – in einem Satz geschrieben)*

Wie kann es bloß sein, dass dieser Monat, dieser herrliche Monat wenn die Kastanien blühen und der Flieder mit seinen duftenden Pfoten ausschlägt, wenn die Vögel sich heiser schreien, im göttlichen Begehren, gehört und verstanden zu werden, wenn Mann und Frau und Frau und Mann auch manchmal ohne digitale Aufrüstung in flüchtigen Kontakt treten, aus reiner Lust und Neugier, wenn auch nicht immer exklusiv, wie es heutzutage Brauch ist, und so geht alles wieder von vorne los, für alle wird alles wieder möglich, sogar nach Jahren glücklicher Ehe, für die Gender aller Länder, für Einsame, Alleinerziehende, Selbständige und Kriminelle, wenn plötzlich alles so ach! und wie! und wieso! – ja, romantisch, genau, verflucht romantisch wird, trotz aller Zwistigkeiten, und es ist so schön um uns herum, dass alles stimmt, sogar wenn nichts klappt und die Worte fehlen, sie fehlen sogar mir, kaum zu glauben, aber ich schweige trotzdem nicht, und die Passanten, einige zumindest, *tanzen und springen, singen und klingen*, und alles ist so vollkommen zierlich manierlich, und überall joggt man in Richtung Bikini, und für mich ist es die Zeit der Madrigale, die anderen sind schon bei Papageno angekommen, aber was sind schon Vögel? – wenn wir alle bald bibbern werden, aber nun ist alles bunt, und manche von uns haben Nagellack und Blumendüfte und so, *Lauten und Geigen soll’n auch nicht schweigen*, und überall in der Hauptstadt ist zu viel Kunst und zu viel Politik und sind zu viele von uns, und man flüchtet sich ins Grüne: in die Wälder und Wiesen, an die Spreen und Seen, und man denkt, nein, man denkt gar nicht, ich auf jeden Fall nicht mehr, ich bin nur noch halb im Leben dabei, beruflich und privat, weil bei Frauen ganz objektive Vorgänge im Spiel sind, und ich lächle wieder so, unkonkret, ohne bestimmtes Ziel, weil Frühling ist, wenn man Erklärungen braucht – und ja, mein Lächeln ist so großzügig, dass sich sogar fremde Männer Sorgen machen würden, wenn es für mich noch fremde Männer gäbe, ich kenne doch alle hier, oder besser gesagt, alle kennen mich, und wenn Sie nun meinen, ich übertreibe, dann fa-la-la-la, und deswegen bin ich immer noch nicht außer Atem, weil ich meine Lieder bewahre und pflege, obwohl ich mir immer wieder nicht merken kann, wie man das Wort schreibt, das die Epoche bezeichnet, die man als „Wiedergeburt“ übersetzt, und das stimmt für viele von uns, in diesem herrlichen Monat Mai, ist es nun Zeit, obwohl man es nicht möchte, dass wir uns gaaaanz kurz Thomas Bernhard und Jorge Luis Borges zuwenden, die noch längere und auch schönere Sätze schufen und sie beenden konnten, und ich wage mit letzter verbliebener geistiger Kraft, hier ein Komma zu setzen, – wie kann es bloß sein!

Kolumne 12\_2012

3 Juni 2012, Nr. 22

*Ein Bett für Lenin*

Liebe Genossen und Genossen! Ermüdet vom Nachdenken über Frauenkörper und Vegetarismus, Pessimismus und Raumfahrtkonstrukteure hatte ich mich mit der ganzen Tiefe meiner Oberflächlichkeit dazu entschieden, eine Matratze zu kaufen. Ich ging in den Laden und dachte traurig über meine biederen Lebenserfahrungen gerade in diesem Bereich nach.

Bei uns damals gab es zwei Sorten von Betten: das Einzelbett für Kinder, Ledige und Zölibatangehörige und das Doppelbett für verheiratete Paare, weil unverheiratete gab es nicht, wer unverheiratet war, sollte sich auf den schmalen Einzelbetten des großen Landes – und nur gelegentlich - vergnügen. Punktgenau zum hundertsten Geburtstag von Lenin, der mit meiner eigenen Geburt zelebriert wurde, wurden neue Betten und Matratzen in Übergröße produziert – ungefähr für drei Personen, als Zeichen der Errungenschaften des reifen Sozialismus, vielleicht. Das Volk taufte das Bett sofort „Lenin mit uns“ und die Intelligenzija versuchte, dies in der eigenen Praxis als die Verkörperung des Prinzips „Ménage à trois“ zu verstehen. *Das Land orientierte sich neu.*

Lenin selbst hatte seine Einstellung zur Geschlechterpolitik nicht formuliert, sondern hat mit eigenen Lebenswegen seine Ideen verwirklicht. Nach einer Überlieferung aus späteren Zeiten, liebe Genossen, sagte Lenin seiner Frau Nadeschda Konstantinowna Krupskaja, mit der er immer Eintracht genoss, dass er zu seiner Liebhaberin NN gehe. Der Liebhaberin NN sagte Lenin, dass er zu seiner Frau NKK gehe. Er ging jedoch in die Bibliothek und hat gearbeitet, gearbeitet und gearbeitet. Deswegen schliefen viele von unseren Besten am Tischchen im großen Saal der Lenin-Bibliothek ein und kamen lange nicht auf die Idee, ein Doppelbett zu kaufen. So auch ich.

Als wir aber noch jünger waren als unsere Kinder, lernten wir nicht die leninistischen Arbeitsprinzipien, sondern folgten seinen Lern-Anweisungen. Auf meinem Lineal, das mir eine gerade und transparente Zukunft versprach, stand: „Lernen, lernen und nochmals lernen. Lenin.“ Als wir später uns intensiv mit dem marxistisch-leninistischen Erbe beschäftigten, erfuhr ich, dass dieses Zitat mit einem Wort enden sollte, das – vielleicht schon rein räumlich – nicht auf mein Lineal passte: „Kommunismus“. Wir sollten Kommunismus! drei Mal lernen und ich verstand, dass wir zehn Jahre lang an der Schule mit Physik, Biologie, Mathematik, Russisch und anderen Widrigkeiten verschwendet hatten, anstatt die reine Utopie zu erlernen. Danach ging ich direkt in die Bibliothek, um das Fehlende zu erlernen, und ich lernte und lernte, aber irgendwann ist es auch Zeit, zu heiraten. Und deswegen: Adio, liebe Genossen, und vergessen Sie bitte nicht, zu genießen, wenn auch ohne mich.

Kolumne 22\_2012

4. NOVEMBER 2012, NR. 44

*Ihr Buchstabe (hier – ohne m)*

Ich wollte endlich eine Frau besingen, die Kinder zur Welt bringt, nebenbei, ja, neben den anderen Dingen, die sie erledigt oder teilweise tut, fröhlich, gelegentlich bei Bewusstsein, wenn es Euch überhaupt interessiert, wie sie agiert und woher sie die Kräfte schöpft, ich wollte jene Frau besingen, die kein konkretes Wesen, sondern eine Frau an sich repräsentiert, als Erscheinung einer Art, und die einen Titel aus nur zwei Silben trägt, der in vielen Sprachen gleich und unverwechselbar klingt und als erstes Wort von vielen Völkern unisono ausgesprochen wird, ich war dabei, es gerade zu tun, zu besingen, wie gesagt, zu preisen sogar, aber die Kinder, ja, wieder diese Kinder! Die Kinder, die in derselben Wohnung wohnen, in der ich seit langer Zeit stationiert bin, diese Kinder, die auch von einer solchen Frau zur Welt gebracht worden sind und die sie ebenfalls Tag und Nacht besingen sollten, ihre grenzenlose Dankbarkeit ausdrückend, sie haben stattdessen kurz das Gerät benutzt – ohne Erlaubnis natürlich –, das ich für die Arbeit und auch sonst stets benutze, und haben einen Buchstaben aus der Tastatur entfernt und verschwinden lassen, genau den wichtigsten Buchstaben, auf den dieses Wort sich stützt und unser Leben auf der Erde auch, aber das Wort, das die erwähnte Frau definieren könnte und auch den Schwerpunkt dieses Textes bilden sollte, ist ohne den verschwundenen Buchstaben unerreichbar geworden!

Aber was soll ich tun – Que faire sozusagen –, ich, eine Person und, nicht zu verschweigen, eine Frau, wie diejenige, die oben bereits erwähnt, aber nicht genannt wurde? Denn ohne diesen Buchstaben wird nicht nur ihre Existenz – das Heiligste! – in Frage gestellt, sondern auch der ganze Dativ als Fall, was beinahe tragisch ist, denn für den Ausdruck des anderen Genus und für Gefühle brauche ich den fehlenden Buchstaben – und Dativ stellt den Adressaten des „Gegebenen“ dar: und was kann ich nun der Herrschaft persönlich geben, wenn ich diesen Buchstaben für den Dativ, natürlich nicht in der weiblichen Fassung, brauche, aber nicht habe? Verzeihung! Ohne den gibt es keine Beziehung zwischen den Lebenden und den Toten, zwischen Frauen und Herren, zwischen Gott und Gott weiß was, und nun soll ich den geplanten Aufsatz so vollenden, als ob die Tastatur ganz wäre und die Welt intakt, aber dieser Buchstabe fehlt, und doch bin ich sicher, dass Ihr alle, die Ihr eine solche Frau kennt, die ich besingen wollte, da Ihr alle ihre Kinder seid, verstanden habt – wenn Ihr bis zu dieser Stelle noch die Presswehen dieses Lobgesanges verfolgt –, welcher Buchstabe genau.

Liebe Leser, schickt ihn bitte an die Redaktion! Auch ein ganz neuer Rechner wird akzeptiert.

*(Katja Petrowskajas Kolumne setzt jetzt wieder für ein paar Wochen aus. So lange schreiben wir hier über Künstler, die nicht mehr leben). !!!! -sic*

(Ich hatte schon seit fast drei Monaten die Kolumne ausgesetzt, aber es stand immer noch):

*Katja Petrowskajas Kolumne setzt jetzt für ein paar Wochen aus. So lange schreiben wir hier über Künstler, die nicht mehr leben. Deswegen, habe ich die folgende Kolumne geschrieben:*

Kolumne 19\_2013

24. NOVEMBER 2013, NR. 47

*Angekündigt*

An dieser Stelle wurde angekündigt, dass die Kolumne von K. P. für ein paar Wochen aussetzt und dass stattdessen junge Künstler über tote Künstler schreiben, die manchmal besser schreiben als die lebenden und beurlaubten, und dann vergingen Wochen, Monate, die angekündigte Pause ging aber nicht zu Ende, die Zugvögel flogen nach Süden, und schon waren sie wieder zurück, es vergingen Herbst, Winter und dann noch ein paar Jahre, die Männer entdeckten neue Diven, aber sie zeigte sich immer noch nicht, eine neue Generation von Lesern war geboren, die nicht mehr wusste, wer diese K. P. ist und was eigentlich das Wort Diva bedeutet, da Sofas Divane komplett ersetzt hatten, von Ost und West sprach niemand mehr, denn alle wollten nach Süden, es war wieder Ende November in Berlin. Aber sie kam immer noch nicht zurück.

Auch sie wurde älter, und wie Studien bewiesen haben: Wenn Ausländerinnen älter werden, wird ihr Akzent saftiger, ihre Herkunft stärker und ihre Erinnerung präsent und prägend wie nie zuvor.

So erinnerte auch ich mich plötzlich an die Grundsätze des sowjetischen Wartens, daran, wie sie uns alle warten ließen, diese unerreichbaren Diven, die sowjetischen Verkäuferinnen, die immer auf der anderen Seite der Barrikaden standen, hinter den Theken oder den kleinen Fensterchen saßen, Gott sei Dank unbewaffnet. Sie schlossen ihre Bäckereien, Molkereien und sogar Mensen pünktlich in der Mittagszeit, zwischen 13 und 14 Uhr, gerade wenn man essen wollte, aber das wollten sie verständlicherweise auch, waren jedoch noch gnädig, denn jene, die in Kiosken arbeiteten, in kleinen Läden oder an den Schaltern des Eisenbahnverkehrs, von denen das Leben abhing, jene schlossen ihre Fenster und Türen, wann immer sie wollten, und ließen einen Zettel zurück, „Geschlossen. Komme in 5 Minuten zurück“. Und dann vergingen fünf Minuten und zwanzig, die Schlangen wuchsen, die Zugvögel flogen nach Süden, die Männer lernten beim Warten Frauen kennen, sie gebaren Kinder, die nicht mehr wussten, was Eisenbahn ist, in diesen Schlangen vor den Eisenbahnschaltern, Zeitungskiosken und Läden mit Brot und Piroschki, aber die Verkäuferinnen kamen nicht zurück, manche verschwanden für immer, als hätten sie nach dem Ladenzettel auf einem berühmten Kriegsfoto gehandelt: „Geschlossen, Alle sind an die Front gegangen“. Nun aber herrscht Frieden. Und wer weiß, was Sie, liebe Leser, noch untereinander erreichen können, ohne mich, in der Zeit, während Sie auf mich warten, wenn ich noch ein paar Wochen verweile. Sie haben mich noch nicht genug vergessen!